

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 67.

Halle a. S., Dienstag 15. Januar 1895.

Berliner Bureau: Berlin, G. Gröberstraße 8.

Telegramme.

Wien, 15. Januar. Das Befinden der Prinzessin...

Reichenberg, 15. Januar. Eine Feuersbrunst...

Leben, 15. Januar. Gestern Abend wurde der...

Barcelona, 15. Januar. Gestern Abend fand hier...

London, 15. Januar. Im Palace Kohlenbergwerke...

London, 15. Januar. Nach einer Meldung der...

London, 15. Januar. Im Daily News wird aus...

Rom, 15. Januar. Der Tribune zufolge wird die...

Petersburg, 15. Januar. Im Gouvernement...

New York, 15. Januar. In Brooklyn sind die...

Mittag durch den Kaiser selbst. Um 1 Uhr Nachmittags...

Wochen straffe. Es war sechs dreierlei Uhr Morgens...

Borgelassen, genehmigt und unterschrieben: G. Brandt.

Frankreich.

Die Bombenexplosion in der Rue Monceau. Die eingeleitete Untersuchung über die Explosion...

England.

Herr v. Giers befindet sich bereits wieder so wohl, daß er in der...

Kaiserin und Kaiserin Mutter. Der in deutscher Sprache erscheinende...

Die russische Regierung entschlossen, den russischen...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Deutsches Reich.

Der Kaiser fuhr gestern bei der Rückkehr von einem...

In dem Verlaufe des Reichsausschusses...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Der Münchener Correspondent der Köln. Zig. berichtet...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Die Kommission zur Untersuchung der Zustände...

Deutscher Reichstag.

Nachdem die Umhurvorlage glücklich in den...



(Nachdruck verboten.)

Bruder Roderich.

[12] Roman von Carl Ed. Klopfer.

Roderich war es, als hätte eine Bombe vor ihm einerschlagen. Er fiel mit weitgeöffneten Augen an seine Stuhllehne zurück. Hochzeit! Der Unglückliche!

„Ach, entseze Dich doch nicht so, lieber Roderich! Mein Gott, ich weiß ja, daß die Rücksicht auf unseren Trauerfall . . . Aber ich sehe es bei reiflicher Ueberlegung geradezu als eine Nothwendigkeit ein . . . Die Mutter wollt ja selbst, daß die Heirath nicht verschoben werde. Wir gedenken uns auch in aller Stille trauen zu lassen.“

„Nene hat — ebenfalls in dieses — dieses Arrangement gewilligt?“ prekte Roderich mühsam heraus.

„Sie sieht ja ein, daß wir der Pietät gegen die Verstorbene damit eigentlich nichts vergeben. Wir feiern ja kein rauschendes Fest. Sie zieht ganz einfach als meine Frau hier ein, statt wie bisher zu Gaste zu kommen. Ich sehne mich nach traulicher Häuslichkeit. Ich will mich von ihr nicht jeden Abend trennen müssen — ich weiß, weil es die kalte Ceremonie so verlangt. Zudem sind wir das auch Tante Justine schuldig. Das arme Geschöpf kränkt, Nene leidet darunter, die alte, halbtaube Magd da drüben ist eine ungenügende Pflegerin für Justine, und — ich fürchte, ich kann das Versprechen, die gute Alte noch den Sommer über in ihrem Eulenen zu belassen, nicht halten; das Zeug sieht ja wahrhaftig aus, als könne es heute oder morgen zusammenfallen. Ich habe mir heute den Schaden im Thurm angesehen: da ist nichts mehr zu repariren. Mich wundert's nur, daß die Veripreitung des Zimmermanns die Geschichte noch so nothdürftig zusammenhält.“

„Kurz, es giebt mehr als einen Grund, der es geboten erscheinen läßt, daß wir die Hochzeit beschleunigen.“

„Freilich,“ jagt jetzt Josefine mit einem eigenthümlichen Lächeln, „unter solchen Umständen kann kein — vernünftiger Mensch etwas dagegen haben.“

Gilbert nickte freudig. Gerade die Zustimmung der Cousine hatte er am wenigsten erwartet. Jetzt war seine anfängliche Mißlaune ganz und gar verflogen.

Roderich saß noch immer wie versteinert da, keines Wortes fähig.

„Was hast Du denn?“ fragte endlich der Andere.

Roderich murmelte mit verzerrten Lippen etwas Unverständliches. Gilbert sah verwundert Josefine an, die mit einer beschwichtigenden Gebärde antwortete.

„Laß ihn! Ich glaube — ihm ist nicht ganz wohl. Er hat sich heute schon den ganzen Tag nicht aus seinem Zimmer gerührt. Das mühsige Leben hier scheint ihm nicht gut zu bekommen — natürlich, wenn man sonst eine eifrige künstlerische Thätigkeit gewohnt ist . . .“

Roderich warf ihr einen wüthenden Blick zu: er fühlte nur eine verletzende Ironie in ihren Worten und glaubte nicht an die Abicht, ihm in dieser schweren Minute zu Hülfe zu kommen. Nein, er brauchte auch keine Hülfe — weder zum Guten, noch zum Bösen! Er raffte sich energisch auf und entschuldigte sich, er fühle sich in der That unpflichtig — durch anhaltendes Studiren an dem heißen Tage. Dann redete er noch Einiges von einem künstlerischen Plan, der ihn beschäftige, der eben auch seine baldige Abreise nothwendig machen werde, und deutete schließlich an, er müsse noch heute Abend in dieser Sache eine gewisse Entscheidung treffen. Das war ihm genug, um sich mit einigem Anstand zurückziehen zu können. Gilbert sah ihm kopfgüttelnd nach.

Als Roderich außer der Sehweite der beiden in der Laube Zurückbleibenden war, da kam seine mühsam zurückgedämmte tieberische Erregung zum Ausdruck. Hätte ihn Gilbert in diesem

Augenblicke sehen können — er wäre um die „Gesundheit“ des Bruders ernstlich besorgt gewesen.

Sünold wandte sich im Erdgeschoß der Villa nach der Wohnung des Hausmeisters.

„Bitte — geben Sie mir wieder einen frankirten Briefumschlag!“

Und dann schrieb er unter der Tischlampe des alten Dieners, auf ein Blatt, das er aus seinem Notizbuche gerissen, mit Bleistift folgende Zeilen:

„Ich muß Dich sprechen — um jeden Preis. Morgen um zehn. Ich komme in das Thurmgenach. Dort sind wir ungestört. Wenn Du einen anderen Ort willst, gib Nachricht! Aber Du mußt mich anhören, mir Aufklärung geben. — Wehe Dir, wenn Du mit mir bloß spieltest! Du bist mein. Du mußt wollen — sei's auch durch die gemeinsame Schuld, die wir bereits auf uns geladen haben. Wir können jetzt nicht mehr zurück! — Roderich.“

Erst als er dieses zweite Büllet dem Briefkasten anvertraut hatte, kam einige Ruhe über ihn. Er kehrte in den Vorgarten zurück und warf sich auf die Bank, die zwischen einigen Boskett's nahe am Sitter stand. Der Abendfrieden rings umher glättete allmählich die in ihm wogende Sturmfluth. Die tiefe Dämmerung, in der sich das Mondlicht mit immer zunehmendem Glanze ausbreitete, hatte etwas Wohlthuendes, Nevenstillendes. Sünold hörte die Schritte des Postboten, der die Willenstraße herabkam: jetzt hielt der Mann am Sitter, leerte sich für heute zum letzten Male den Briefkasten und entfernte sich. Roderich atmete tief auf. Morgen um acht mußte Nene den Brief erhalten, bei auf jeden Fall eine Entscheidung herbeiführen würde.

Roderich erhob sich endlich, um in's Haus zurückzugehen, als er den Kies hinter dem Boskett knirschen hörte. Im nächsten Momente stand Gilbert vor ihm.

„Ich war oben bei Dir; ich dachte, Du wärest schon zu Bette gegangen. Ich wollte nach Dir sehen. Fühlst Du Dich wohler?“

„Danke, ja,“ erwiderte Roderich verwundert über den sinnenden Ausdruck im Gesichte des Bruders und über seine Redeweise, die die Säge wie abgehackt zu Tage förderte.

Gilbert ließ sich auf der Gartenbank nieder und winkte ihm, sich gleichfalls zu setzen.

„Ich sprach eben noch mit Josefine über mein Heirath'sprojekt,“ begann er dann zögernd. „Ich weiß nicht — mir kommt es so vor, als ironisire sie mich. Ich habe sie bisher für apathisch, mindestens für harmlos gehalten; jetzt scheint es mir, als laure es so etwas wie Bosheit unter ihrer äußerlichen Gleichgültigkeit.“

„Nun — sie mag vielleicht etwas — verbittert sein. Aufrechtig gesagt, sie wurde nicht immer ganz gerecht in unserem Hause behandelt. Sie beneidet — Andere um ihr Glück.“

„Meinst Du? Ich würde auf ihr Urtheil über Nene keinen Werth legen, wenn — nun, gerade heraus! — wenn ich nicht fürchtete, — Du theiltest dieses Urtheil einigermaßen.“

Roderich rücte betroffen den Kopf. „Was soll das? Was hat Dir Josefine darüber gesagt?“

„Gesagt — nun, eigentlich nichts. Aber — sie hat so eine Art, einem einen Argwohn einzupumpfen . . .“

Roderich hielt den Athem an. Ah, jetzt kam's! Josefine hatte ihn verrathen. Nun, immerhin! Was lag daran? Er war gefaßt. Gilbert sah ihm jetzt voll ins Gesicht.

„Sie hast Nene — das ist mir plötzlich klar geworden. Das könnte mir, wie gesagt, gleichgültig sein, wenn es sich bloß um ihre Gründe hierfür handeln würde. Aber — was hast denn Du gegen Nene? — O, leugne nicht! Deine Haltung früher war doch zu auffallend. Es besteht zwischen Deinen und Josefine's Ansichten ein geheimer Zusammenhang. Bormedachte ich nicht viel auf Dem Benehmen gegenüber Nene, aber jetzt erinnere ich mich, daß Du Dich von Anfang an sehr ablehnend hieltest. Gesteh' es nur — Du kannst sie nicht leiden.“

Noderich erhob sich. Die Art, wie der Bruder da im Finstern tappte, hatte etwas schaurig Groteskes.

„Ich bitte Dich, laß uns von diesem Gegenstande abbrechen! — Ich kann Dir nur sagen, Du bist — im Irrthum.“

„Warum aber dann Deine Verlegenheit — eben jetzt wieder?“ rief Gilbert mit einiger Heftigkeit, indem er gleichfalls aufstand. „Ich kenne diesen Blick! Den habe ich auch bei Josefine entdeckt. Es ist, als ob Ihr mich mittelbändig ansähet, wie einen Kranken, dem man seinen Zustand verbergen will.“

Noderich grub die Zähne in die Unterlippe. Gilbert mißverstand ihn wieder. Es schien ihm leid zu thun, daß er einen etwas brüskten Ton angeschlagen. Er wandte sich ab und ging eine Weile vor dem Bank auf und nieder. Endlich blieb er wieder vor dem schweigenden Bruder stehen.

„Ich will Dir's leichter machen. — Dich macht vielleicht das tändelnde Wesen Renées besorgt: man könnte Flatterhaftigkeit dahinter vermuten. Du meinst, sie liebe mich nicht so recht, und ich — ich sei nicht ganz der Mann dazu, um mir mit dieser Gattin ein Glück zu bereiten?“

Diese Kleinigkeit war unerträglich. Noderich fuhr ärgerlich heraus: „Na, und wenn ich wirklich so dächte, läge Dir so viel daran? Was kann da ein Anderer urtheilen? Wenn Du ein Mann bist, so magst Du am besten wissen, wie Du mit Dir und mit ihr daran bist.“

Gilbert senkte den Kopf.

„Du hast recht“, sagte er nach einer Pause. „Das ist's ja eben. Ich habe mich zu lange gedankenlos in das Urtheil der Mutter gefügt, das für mich Autorität war. Ich merkte es erst jetzt — wo mich plötzlich ein Mißtrauen anfliegt, das ich früher nicht kannte, ein Mißtrauen, das sich auch gegen mich selber richtet. Selbst! In dieser Stunde tauchte zum ersten Male die Frage in mir auf: Nähme sie Dich auch, wenn Du nicht reich wärest? . . . Verdanke ich Dir und Josefine diesen peinlichen Gedanken — oder schlummert er schon seit diesem Nachmittage in mir, als mich Renée näher nach der Erbschaft der Mutter fragte . . .? Ich weiß es nicht.“

Noderich stimmerte es vor den Augen. Noch erschien ihm Renées Haltung räthselhaft. Was hatte sie mit dem Bräutigam gesprochen? Plante sie Verrath? Und war es die Angst vor diesem, was ihm jetzt selbst wie tausend Dolche durch das Herz ging — oder die Erkenntniß, daß er sich über Gilberts Gefühle allzu leichtfertig getäußt hatte?

„Würdest Du Deiner — Renée eine niedrige Berechnung zutrauen?“

„Gott bewahre! Aber siehe, könnte es ihr denn nicht ähnlich ergangen sein, wie mir? Wäre es nicht sogar möglich, daß sie sich bis heute noch nicht die Frage vorgelegt hätte: Liebe ich diesen Gilbert eigentlich? — Wir haben uns in gefelliger Konvention zusammengefunden; eine wirkliche Liebeserklärung gab es

zwischen uns gar nicht, wenigstens nicht eine solche, die beide Theile mit wehevolem Ernst, durchdrungen von der heiligen Bedeutung des Augenblickes, ablegen. Entsetzlich, wenn Née das erst in der Ehe als einen verhängnißvollen Fehler empfinden sollte!“

„Und das, das sagte Dir alles — Josefine?“
„Nun, nicht so grade. In ihren Andeutungen lag noch — etwas Schlimmeres.“

„Ah!“
Gilbert legte dem Stiefbruder die Hände auf die Schultern und sah ihm mit durchdringendem Blicke ins Gesicht.

„Hältst Du es für möglich“, flüsterte er hastig, „daß Josefine Renée in dem Verdacht hat, sie — betrüge mich?“
Noderich machte sich los. „Warum hast Du sie nicht selbst so gefragt?“

„O, glaubst Du denn, ich hätte von ihr vielleicht eine häßliche Verjahung ertragen?“

„Sie hätte Dir dann doch Gründe angeben müssen.“

„Die Gründe eines gehässigen Weibes, unbestimmte Ahnungen und Muthmaßungen, die man nicht bekämpfen kann, die uns aber doch wie ein zeretzendes Gift ins Herz schleichen. — Du siehst ja schon, wie dieses Gift in mir wirkt, von dem ich erst eine Nadelspitze voll aufgefangen habe. Ich sehe Gespenster, ich gehe in mißtrauischem Grübeln jedem Worte Renées, jedem Tonfall ihrer Stimme nach; ich verwerfe jede Anklage gegen sie, aber ich suche nach Vertheidigungsgründen für sie, und das ist schon der Beweis eines leisen abcheulichen Argwohn's. Warum bilde ich mir jetzt ein, Du mißachtetest Renée und theilst das Urtheil Josefines über sie? Und in Wirklichkeit hast Du über ihren Charakter vielleicht noch gar nicht nachgedacht. Du kümmerst Dich ja gar nicht um die Frauen.“

In dem Lächeln, mit dem Gilbert das sagte, war schon wieder Sonnenschein, die Heiterkeit eines optimistischen Jünglingsgemüthes, das bereit ist, den fremden Vermuthungsstein wie einen Krankheitsstoff mit einer einzigen Wallung wieder auszuweisen. In seinem Blick lag die berebte Bitte um brüderliche Hilfe dazu. Noderich sah ihn mit überquellender Nührung an.

„Gelt ja, ich bin ein rechter Narr, mich mit so schwarzen Gedanken zu quälen?“ fuhr Gilbert fort. „Die schönste, reinste Gewißheit kann mir doch nur Renée selbst geben, und — noch ist es ja nicht zu spät, sie darum zu fragen.“

„Ja, thue das!“ sagte Günold fest, ihm die Hand drückend. Dabei war keine Falschheit in ihm. Wenn sich Renée jetzt für ihn, Noderich, entschied, so konnte sie es in ehrlicher Antwort auf Gilberts Frage thun, indem sie ihr bisheriges Verlobniß als Irrthum bekannte. Gottlob — „eine wirkliche Liebeserklärung“ hatte es ja zwischen diesem Brautpaare niemals gegeben!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung an Schloß Sanssouci

Am gestrigen Sonntag: Vor 150 Jahren, am 13. Januar 1745, erließ der damals dreiunddreißigjährige König Friedrich II. von Preußen den ersten Kabinettsbefehl zur Erbauung des nachmals so berühmten Schlosses. Lange Zeit war der König bezüglich seiner Sommerresidenz im Unklaren; er schwankte in der Wahl zwischen Neu-Ruppin, Rheinsberg, Charlottenburg und Potsdam, und erst nachdem er im Sommer 1744 Rheinsberg seinem Bruder Heinrich und Neu-Ruppin dem dort in Garnison stehenden Prinzen Ferdinand von Preußen zum Geschenk gemacht hatte, trug er sich mit dem Gedanken, ein neues Lustschloß zu bauen, zu dem er selbst die Pläne zu entwerfen gedachte. Der Grundstein zum Schlosse wurde bereits am 14. April 1745 gelegt, und zwei Jahre später war der von dem genialen Baumeister von Knobelsdorff ausgeführte Bau beendet. Aus jener Zeit befindet sich in den damaligen Berlinischen Nachrichten folgende Mittheilung: „In der Nacht zwischen dem 19. und 20. Juli haben Seine Majestät der König in dem neu erbauten prächtigen Sommer-Palais Sanssouci bei Potsdam mit Ihren königlichen Hoheiten den Prinzen Heinrich und Ferdinand zum ersten Male geruhet. Am 20. Juli sind allda in Höchstderleiben und des Hofes Gegenwart viele zur Auszierung des erwähnten Palais aus Franken verschriebene Meubles ausgepackt worden.“

Sanssouci wurde fortan der Lieblingsaufenthalt des großen Königs, und als solcher blieb es bis auf den heutigen Tag eine jedem Preußen geweihte Stätte. Wie gern Friedrich der Große dort gewohnt, wie er mitten in den schwersten Kriegesstürmen sich nach seinem herrlichen Tuschel auf dem Weinberge bei Pots-

dam zurücksehnte, das geht aus vielen Stellen seines Briefwechsels mit seinen geistreichen Freunden hervor. So schrieb er einst an d'Alambert: „Hier bin ich wieder von den Grenzen der Sarmaten, die ich durchtrichen habe, zurückgekehrt, und froh bin ich, mich wieder in meiner lieben, friedlichen Klausur zu befinden.“ Und ein anderes Mal, als er denselben Freund zu einem neuen Besuche auf Schloß Sanssouci aufforderte, hieß es in seinem Briefe: „Wir wollen hier mit einander über das Nichts des Lebens, über die Thorheit der Menschen, über die Eitelkeit des Stoizismus und unseres ganzen Wesens philosophiren. Das sind unerschöpfliche Materien, wovon man mehrere Voltanten schreiben kann.“ Noch glänzender und inhaltreicher wurden die Tage in Sanssouci, als Voltaire, der geistreichste Franzose seiner Zeit, am 10. Juli 1750 zum ersten Mal zu längerem Aufenthalt in Sanssouci eintraf, wo ihm — wie er selber damals gestand — Ruhe, Ehre, Freiheit, ein neues Leben winkte. Ein Jahr der Trauer hatte Voltaire durchgemacht, des Schmerzes über den Verlust der Marquise von Chatelet, seiner „Arantia“, seiner „göttlichen Emilie“, wie er sie nannte.

Nichts hielt ihn mehr in Frankreich zurück, und dem eifrigen Drängen Friedrichs des Großen leistete er endlich Folge und eilte nach Sanssouci, wo er die Räume, die vordem der Marschall von Sachsen innegehabt, bewohnte. Ueber seinen ersten Einzug in das Schloß schrieb Voltaire in seinen Memoiren: „Ahol! (der Held aus Ariost's „Rasendem Roland“) wurde im Palaste der Fee Alcina nicht besser empfangen als ich auf dem Weinberge vor Potsdam.“ Nun begannen jene Tage, die die Meisterhand Adolph Menzel's in so wunderbarer Auffassung auf die Leinwand geworfen, als ob er selbst sie erlebt hätte, die Tage

der geistprägenden Zwiegespräche zwischen Friedrich und Voltaire, die Tage der weltberühmt gewordenen Tafelrunden, der soupers à Sanssouci. Voltaire, der das Gemach links vom großen Saale aus, wenn man von der Terrasse kommt, bewohnte, das noch heute unter dem Namen Voltaire-Zimmer bezeichnet wird, nannte das Schloß ein „halb militairisches, halb literarisches Kloster, wo der König der Abt oder Prior, seine Gesellschaft die Herren Fratres und auswärtige Mitglieder Diakone heißen.“ Und Friedrich der Große unterzeichnete sich in allen seinen Briefen, „der Dork schrieb, als „der Philosoph von Sanssouci“ oder „der Einsiedler von Sansouci“ bis er in den Tagen des Alters, wo Krankheit und körperliche Schmerzen ihn niederbeugten, sich als „der Kranke von Sanssouci“ bezeichnete.

Berühmt, wie die Mahlzeiten, wurde auch der Koch von Sanssouci, der galante und geschickte Hofmeister Noël. Wie große Stücke Friedrich auf ihn hielt, geht daraus hervor, daß er ihm ein besonderes Gedicht, natürlich, wie alle seine Dichtungen, in französischer Sprache widmete. In demselben heißt es in wortreicher Uebersetzung u. A.:

Ich überzeu nicht; im ganzen Ernst, Herr Noël,
Feine große Kunst giebt Dir gewiß Unsterblichkeit.
Denn wer sich neue Pläne bahnt,
Der ist in seiner eigenen Art
Ein großer Meister von Talent;
Und Du — Du bist der Köche Held.
Wieviel Filets hast Du erbracht!
Wieviel Pasteten schon geformt!
Bei keinem weit berühmten Schmaus
Im Saal Apoll's (selbst Cicero erwählt ihn ja)
Besam Lucull, der weit berühmte Zünger Rom's,
So etwas Lectres vorgelegt, als hier
Die Bombe à la Sardanapa'e,
Als jenes himmlische Gericht,
Das wahrlich kein Ragout erreicht,
Und das Du mir den Mittag g. bist.

Man sieht, der geistreichste König, der je auf Preußens Thron gesessen, war auch materiellen Genüssen durchaus nicht abgeneigt, und Voltaire, der wigelnde Denker, hat sich vielleicht gerade durch sie so an Sanssouci geföhlt. Es giebt kein zweites Königsschloß in der ganzen Monarchie, das jeder Besucher mit solcher Ehrfurcht durchwandert, wie das auf „dem Weinberge vor Potsdam“. Die Gestalt Friedrichs des Großen schreitet geheimnißvoll durch seine Räume, und lebendig werden vergangene Tage, die einem ganzen Zeitalter das Gepräge gegeben. Diem perdidit — so ist noch heute auf der Uhr zu lesen, die Friedrich der Große selbst aufzusiehen pflegte. Und wer sie heute erblickt, wie ihre Zeiger noch die Todesstunde angeben, in welcher der Philosoph von Sanssouci seine ruhmvolle Laufbahn beendet, der wird mit ehrfurchtsvollem Schauer erfüllt, dem ihr's, als würde es lebendig um ihn, als würde Wahrheit, was Emanuel Geibel in seinem herrlichen Gedicht „Sanssouci“ so meisterhaft gechildert:

Dort lehnt ein Mann im Stuhl. Sein Haupt ist vorgefunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's — so sprüht aus dunkler Luft ein Blig, —
Ein dreige pister Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krüchstock irt im Sand und schreibt verwor'ne Zeichen;
Nicht irst Du — das ist König Fritz.

Prinz Friedrich Karl in Lebensgefahr

während des deutsch-dänischen Krieges im Jahre 1864.

Der auf seinem romantisch gelegenen Besitz „Neue Mühle“ bei Apenrade im vorigen Jahre im hohen Alter verstorbene Schiffskapitän S. Bruhn hat, den „Schlesw. Nachr.“ zufolge, unter seinen hinterlassenen Aufzeichnungen interessanter Begebenheiten aus den beiden deutsch-dänischen Kriegen eine Episode fiktirt, welche bisher noch nicht bekannt geworden ist. Dieselbe betrifft den rothen Prinzen, den berühmten Heerführer der denkwürdigen Kriege von 1864, 1866 und 1870/71, den Prinzen Friedrich Karl.

Im Sommer 1864 diente der Bruhn'sche Besitz „Neue Mühle“ dem Prinzen Albrecht Vater und dem Chef des Generalstabes, Grafen Moltke, während fünf Wochen als Aufenthaltsort, während der kommandirende General, Prinz Friedrich Karl von Preußen, bei dem Bruder des Kapitän S. Bruhn, Herrn Adolf Bruhn, in Apenrade wohnte. Hierdurch war Kapitän S. Bruhn mit den königl. Prinzen und kommandirenden General der verbündeten Armee bekannt geworden.

Am 16. August 1864, so erzählt Kapitän S. Bruhn in seinen Aufzeichnungen, traf Prinz Friedrich Karl mich bei meinem Bruder in Apenrade und forderte mich auf, ihn mit seinem

ganzen Stabe in einem schönen Boote „Der Chinese“ nach der Insel Barsoe zu segeln.

Da es schon später Nachmittag war, 3 Uhr, willigte ich unter der Bedingung ein, daß die Fahrt sofort angetreten werde, weil uns sonst die Dunkelheit überraschen würde. Ich begab mich alsbald zur Schiffsbrücke, um mein Boot in Ordnung zu bringen, es wurde aber doch 5 Uhr, ehe sämtliche Teilnehmer an der Segelpartie zur Stelle waren, und wir unsere Segelfahrt antreten konnten.

Aus Nordwest wehte eine steife Brise und alle Anzeichen waren vorhanden, daß der Wind stärker werden würde. Mein Boot war 24 Fuß lang und 6 Fuß breit, vorn und hinten spitz nach chinesischer Art gebaut; es führte 4 Segel und war ein guter Segler.

Im Boote befanden sich Prinz Friedrich Karl, Graf Moltke und 11 Generalstabsoffiziere, ferner mein Bruder, mein Sohn, Kapitän Wildfang und ich, im Ganzen also 17 Personen. Wenn das Boot auch geräumig genug war, uns alle aufzunehmen, so war dasselbe doch zu überfüllt, um mit demselben rasch manövreren zu können.

Prinz Friedrich Karl theilte mir vor der Absegelung mit, daß ein österreichischer Marineoffizier, Namens Lindner, welcher dem preussischen Generalstabe attachirt war, um die Erlaubniß gebeten hätte das Steuer führen zu dürfen und fragte mich, ob ich damit einverstanden sei, welche Frage ich selbstverständlich bejahte. So ging die Fahrt unter Führung des Herrn Lindner vor sich. Der Oesterreicher erzählte viel von seinen Fahrten im Adriatischen Meer, worauf ich ihn darauf aufmerksam machte, daß zwischen dem Segeln im Adriatischen Meere und dem in der Apenrader Fährde ein großer Unterschied sei. Schon auf der Hinreise hatten mein Bruder und ich häufig Auseinandersetzungen mit Herrn Lindner, wenn er fehlerhaft navigirte.

Da wir prächtigen Wind hatten, so ging die Fahrt rasch von Statten und in kaum 1 1/4 Stunden erreichten wir die Insel Barsoe, wo wir vor Anker gingen und die Herren Offiziere in einem kleinen Boot an Land setzten; ich bot mich zugleich als Führer an, da es schon ziemlich dunkel geworden war und ich in Barsoe jeden Hof und jeden Weg kenne. Mein Anerbieten wurde indessen nicht angenommen, der Prinz wünschte, daß ich beim Boot blieb, um die nöthigen Vorbereitungen zur Rückfahrt zu treffen. Die Offiziere gingen daher allein an Land, während wir Civilisten zurückblieben.

Kaum war eine Viertelstunde verstrichen, als die Offiziere in großer Eile zurückkehrten und Prinz Friedrich Karl mir befahl, rasch den Anker aufzunehmen und unter Segel zu gehen. Es war mittlerweile pechdunkle Nacht geworden, der Wind hatte an Stärke zugenommen, die See ging sehr hoch, namentlich als wir die Apenrader Fährde vor uns hatten.

Aus welchem Grunde die Herren Offiziere so rasch retour-nirten, habe ich nie erfahren können. Sie haben schwerlich den ersten Hof erreicht, als sie schon den Rückweg antraten. Zudem war es fast dunkel und sie werden vermuthlich von keinem Inselaner gesehen sein. Trotz des Waffenstillstandes wird doch etwas Verdächtiges sie zur Umkehr veranlaßt haben.

Als wir nun die Apenrader Fährde offen vor uns hatten, und uns in der Richtung nach dem Mensund befanden, wurden die Windstöße immer stärker, die Wellen liefen hoch, und wenn die Windstöße kamen, hielt Herr Lindner, der wiederum am Steuer saß, gute volle Segel, anstatt nahe am Winde auszulassen, um die Fahrt zu mindern. Das Boot fuhr bei dieser Schnelligkeit jedesmal mit dem Vorbertheil in die See hinein, so daß die Wellen über das ganze Boot stürzten und das Wasser bald bis an den Sitzbänken stand. Wir standen bis zum Leibe im Wasser und hatten keinen trockenen Faden mehr an uns, mit unseren Hüten versuchten wir das Wasser auszuschöpfen und thaten überhaupt alles, um das Boot über Wasser zu halten, dasselbe füllte sich aber mehr. Endlich rief mein Bruder Adolf, der vorn im Boot saß, mir zu: „Hans, Hans, det gaet ikke længere.“ Dies hörte und verstand Graf Moltke, während Prinz Friedrich Karl mich fragte: „Was meint Ihr Bruder damit?“ Ich erwiderte: „Ja, Königliche Hoheit, es ist nicht alles, wie es sein soll“, worauf dieser entgegnete: „Gieber Mann, nehmen Sie sofort das Steuer, lassen Sie uns nichts riskiren.“

Es war aber auch die höchste Zeit, denn ich war fest überzeugt, daß das Boot unrettbar gesunken wäre, wenn wir die Fahrt nur 10 Minuten in derselben Weise fortgesetzt hätten. An eine Rettung durch Schwimmen wäre gar nicht zu denken gewesen bei der hohen See und der unüberdringlichen Dunkelheit, zumal da wir eine halbe Meile vom Lande entfernt waren.

Ich brachte alsdann unser Boot vor den Wind und hielt es unter der See, ohne einen Tropfen Wasser mehr einzunehmen, nach der Halbinsel Loit hinüber.

Da es, wie schon bemerkt, sehr dunkel war und wir kein Land sehen konnten, befahl der Prinz zwei jungen Offizieren vorn im Boot mit den Rudern zu peilen, bis sie Grund hätten. Wir kamen nun dem Lande so nahe, daß wir ankern konnten. Die beiden Lieutenants sprangen über Bord und holten ein kleines Boot, welches bei Spranhaus lag, um mit demselben das Land zu erreichen. Prinz Friedrich Karl wollte nun uns in dem kleinen Boot selbst ans Land rudern, dasselbe trieb aber bei dem harten Sturm ab. Ich sprang deshalb über Bord, und bis fast an den Hals im Wasser wadend, zog ich das Boot ans Land, wo sämtliche Passagiere glücklich landeten.

Ich warf meinen alten durchnässten Paletot auf den Strand und lief in möglichster Geschwindigkeit nach Sberiff zu dem Hause des Kapitäns W. Schmidt, um diesem die in Aussicht stehende Einquartierung anzumelden, meinem Bruder die Führung der Offiziere überlassend.

Als ich in das Schmidt'sche Haus eintrat, saß mein alter Freund mit einem Artilleriehauptmann bei einer Flasche Rheinwein, während die Tochter des Hauses auf dem Fortepiano die musikalische Unterhaltung lieferte. Als ich meine Meldung gemacht hatte, verschwand die Flasche Rheinwein und rasch wurde das Zimmer zum Empfang der hohen Gäste in Ordnung gebracht. Bald darauf trat der Prinz mit meinem vom Strande aufgesehenen Paletot überm Arme, unter Begleitung der übrigen Offiziere ins Zimmer.

Es wurden nun erwärrende Getränke kredenz und die Tochter gebeten, ihre musikalischen Produktionen fortzusetzen. Obgleich alle Theilnehmer an der Bootfahrt total durchnässt waren, herrschte doch bald allgemeine Munterkeit und wenig fehlte, so hätte selbst der alte, später so berühmte Schlachtentfer v. Moltke ein Tänzchen gewagt.

Nachdem die Herren Offiziere sich gestärkt und erfrischt hatten, wurden Wagen requirirt, um dieselben nach Apenrade zurückzuführen, während Kapitän Wildfang, mein Sohn und ich in Sberiff blieben, um am nächsten Morgen mein Boot zurückzubringen. Bei unserer Ankunft in Apenrade empfing uns der Prinz an der Schiffsbrücke.

Einige Jahre später besuchte ich Berlin und machte auch einen Abstecher nach Schloß Glienick, wo ich von dem Prinzen Friedrich Karl sehr freundlich und liebenswürdig empfangen wurde. Er umarmte mich, und mußte in seiner Freude über meinen Besuch kaum, wie er mich auszeichnen und bewirthen sollte. Ich blieb mehrere Stunden bei dem berühmten Feldhern.

Es kam bald auch bei unserer Unterhaltung die Rede auf jene unheimliche und gefahrvolle Segelfahrt, und so fragte mich der Prinz: „Sagen Sie mir aufrichtig, lieber Bruhn, waren wir in jener Nacht wirklich in Lebensgefahr?“ Aus voller Ueberzeugung antwortete ich: „Königliche Hoheit, wenn wir nur eine Viertelstunde unter Lindner's Kommando weitergesegelt wären, so wäre das Boot mit Mann und Maus untergegangen und jegliche Rettung wäre ausgeschlossen gewesen.“ Da erwiderte der Prinz: „Nun will ich auch etwas mittheilen: der erste Gefangene, welchen ich im Kriege 1866 machte, war mein guter Freund, der Marineoffizier Lindner.“

Wer weiß, welchen Einfluß es auf den Ausgang der Kriege von 1866 und 1870-71 geübt hätte, wenn die beiden Herren, der Feldherr Prinz Friedrich Karl und unser bedeutendster Stratage, Graf von Moltke, in der Bucht am 16. August 1864 ertrunken wären.

Allerlei.

Ein Geschenk des Kaisers. Wie wir erfahren, hat der Kaiser der berühmten Bibliothek in Alexandria eine größere Sammlung von werthvollen Büchern, Egypten betreffend, zugewiesen, darunter eine französische Uebersetzung des berühmten Wertes von Abdel Latif über Cyprien, mit einem Commentar von Sberiffre de Sacq. Die Ablieferung erfolgte durch den kaiserlichen Konsul persönlich beim Municipium in Alexandria, das dem hohen Spender seinen Dank direkt durch eine Adresse auszusprechen gedenkt.

Anpassung an Kälte. Ein merkwürdiger Fall von Anpassung an Kälte ist, nach der „Revue Scientifique“, in den zahlreichen Gefrierhäusern Pittsburgs, in denen Fleisch und Fisch aufbewahrt werden, beobachtet worden. Die durchschnittliche Temperatur der Gefrierräume beträgt 3 bis 4 Grad unter Null. Anfanglich fanden sich in diesen Gebäuden keine Ratten; allmähig fanden sie sich aber doch ein,

allein diese neuen Bewohner waren mit einem merkwürdig dichten und langen Pelz bedeckt, welcher bis zur Schwanzspitze reichte, während doch sonst der Schwanz der Ratte fast gänzlich fehlt ist. Nachdem die Ratten sich eingewöhnt hatten, erfolgte eine zweite ebenso merkwürdige Anpassung, nämlich bei Ragen, deren Anwesenheit, sollten die Ratten nicht die Ueberhand gewinnen, unbedingt noth that. Die ersten Ragen, welche in diesen kalten Räumen leben sollten, starben. Aber schließlich fand sich doch nach vielen Versuchen eine Rasse, welche, mit einem außerordentlich dicken Pelze versehen, der Kälte widerstand. Diese Rasse brachte sieben Junge zur Welt, welche merkwürdiger Weise schon mit dem schützenden dichten Pelze geboren wurden und welche ihrerseits die Vorfahren einer Ragenschaar geworden sind, die sich völlig an den Aufenthalt in dieser Kälte gewöhnt haben. Diese Anpassung ist vollkommen, daß, wenn jetzt die Thiere z. B. im Sommer aus ihrer kalten Atmosphäre heraus und an die Luft gebracht werden, sie darin nur kurze Zeit zu leben vermögen. — Da die Geschichte in der „Revue Scientifique“ steht, muß sie wahr sein!

Eine neue Reklame. Aus Paris schreibt man uns: Es galt bisher für ziemlich ausgemacht, daß ein neues und vornehmlich wirksames Melanemittel nur schwer ausfindig zu machen wäre. Desto größer ist also die „Befriedigung“, über ein solches berichten zu können. Im Laufe des geistigen Tages waren die zahlreichem Spaziergänger der Boulevards und der großen Verkehrsstraßen von Paris höchst erstaunt über einen sonderbaren Anzug: an 200 Hauptmeister, richtige Pipelets, wie sie im Buche „Mystères de Paris“ von Eugène Sue stehen, kamen in ihrer klaffenden Tracht dahergezogen, die blaue Schürze an die Hüften zurückgeschlagen, das Sammetkäppchen auf dem Kopfe, die Brille auf der Nase, den Flederwisch unter dem Arm. Was sollte wohl diese Schilderhebung der Pariser Haustyrannen zu bedeuten haben? Nahezu 24 Stunden zerbrachen sich die neugierigen Pariser die Köpfe darüber und erst heute wurde ihnen die Aufklärung ertheilt. Die Hunderte von Pipelets trugen nämlich an mächtig langen Kettenbesen die Aufschrift: „Wer eine Wohnung sucht, der lese die Spezialbeilage der „Illustration“.“ Der gelungene Einfall erregte die erwartete Heiterkeit und die „Illustration“ mag mit dem Erfolge ihrer Reklame zufrieden sein.

Müsterstil. „O du da, der du dir die da, oh die da, die du die den da zum Mann erkoren hast“, soll bekanntlich ein Geistlicher einmal eine Traurede begonnen haben. Der Jurist, der folgendes, an das Grayer Gericht eingereichte „Petitum“ verfaßt hat, ist jenem Kanzleirechner offenbar noch über. Es heißt da: „Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbrüche beschäftigten Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.“ Alles das hat aber schon seinen klaffenden Vorgänger. Ein königlicher Mund verberlichte Mar Joseph von Bayern mit den Worten: „Oh Du, der Du die das Volk beglückende Konstitution gäbit.“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle einzubenden Bücher, Profüren etc. angezeigt. Bezeichnung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Ein Vaterunser.** Alles und Neues über das Gebet des Herrn von Pastor Karl Leit. Brochüre 120 M., gebunden 2 M. C. U n g l e i c h, Leipzig. Wenn Doktor Luther vom Vaterunser sagt, daß es der größte Märtyrer sei, weil es so viel und oft gebetet werde, so möchte man fürchten, daß die zahllosen Schriften über dies Gebet aller Gebete sein Märtyrertum noch vermehren könnten. Aber auch in unserer Zeit haben die Christen darnach zu streben, daß sie erkennen, was für einen Schatz sie in ihrem Vaterunser haben, und dazu will der Verfasser der vorliegenden 15 Betrachtungen seinen Zeitgenossen helfen. Es ist ein Büchlein für alle, für Theologen und fürs Volk, und wohl geeignet, anzuregen und zu erbauen. Der tiefe Reichthum des Gebetes des Herrn ist knapp und klar, aber auch markig und frisch dargestellt. Alle Leser werden dem Verfasser Dank wissen für seine schöne, fromme Gabe.

— Von dem in 112 000 Familien heimischen, vornehmen Damenjournal allerersten Ranges, „**Große Modenwelt**“ (man achte genau auf den Titel „**Große Modenwelt**“ mit bunter Fächerovignette, Verlag von John Henry Schöner, Berlin W. 35, vierteljährlich M. 1.—) liegt uns heute die erste Januar-Nummer vor. Dieselbe enthält in Inhalt und Ausstattung durch die prächtigen, von Künstlerhand entworfenen, großen Moden-Gruppen, die sich als erfreuende Genrebilder darstellen, und durch die vielen reizenden Details, als: Wäschestücke, Käber, Kindergarderobe, Ballrequisiten u. s. w. Die „Große Modenwelt“ bringt Gesellschafts-, Straßen- und Haus Toiletten, von den feinsten bis zu den einfachsten Genres. Alles ist nach dem jeder Nummer beiliegenden, doppelseitigen Schnittmusterbogen leicht und exact anzufertigen. Das farbenprächtige Stahlstich-Colorit und die Extra-Handarbeiten-Vorlage, eine dreiseitige Belletristik mit schönen Illustrationen und höchst interessantem Inhalt, sowie eine sehr vielgestaltige Kabrif „Frauen-Leben und Wirken“ und der enorm billige Abonnementspreis von nur M. 1.— vierteljährlich sind weitere Vorzüge der „Großen Modenwelt“. Gratis Probenummern von „Große Modenwelt“ (mit bunter Fächerovignette) bei allen Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Gebensleben. — Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.